UNIVERSITÄT HANNOVER

Seminar für Deutsche Literatur und Sprache

Hauptseminar: „Georg Büchner in dieser halben, irrgeword'nen Zeit"

Leitung: Dr. Rita Bischof

Wintersemester 2000/2001

»So lebte er hin.«

Symbiose von Literatur und Psychoanalyse – Georg Büchner: Lenz

„Müdigkeit spürte er keine,
nur war es ihm manchmal unangenehm,
daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte.“

Georg Büchner, Lenz

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

..... **4**

1. Lenz

..... **6**

1.1. Der historische Lenz 6

1.2. Der Büchnersche Lenz 9
1.2.1. Entstehungsgeschichte 9
1.2.2. Naturschilderungen 10
1.2.3. Das Ästhetik-Gespräch 13
1.2.4. Die Atheismus-Episode 15

2. Oberlin

..... **17**

2.1. Der historische Oberlin 17

2.2. Der Büchnersche Oberlin 18
2.2.1. Quelle und Literarisierung 18
2.2.2. Oberlin – Ein Versager? 21

3. Heilmittel oder Auftragsarbeit?

..... **23**

Fazit

..... **26**

Literaturverzeichnis

..... **27**

Vorwort

Das Werk Georg Büchners sorgt wie kaum ein zweites für anhaltende Kontroversen in der Literaturwissenschaft. Es lädt ein zu Spekulationen und Mutmaßungen, manche Forschungsergebnisse gelten als gesichert, wirklich sicher hingegen ist fast nichts. Büchners frühes Ableben hat dafür gesorgt, dass viele Generationen von Germanistinnen und Germanisten sich auf Spurensuche begeben haben. Sein Drama „Dantons Tod“ ist das einzige literarische Werk, das noch zu seinen Lebzeiten publiziert worden ist – wenngleich zu Büchners großem Ärger zensurbedingt verstümmelt. Das Lustspiel „Leonce und Lena“, die Novelle „Lenz“ und das Drama „Woyzeck“ sind fragmentarisch geblieben. Von Büchners Nachlass ist wenig erhalten, viele seiner Schriften sind verschollen oder verbrannt. Das Vorhandene zu ordnen gleicht einem Puzzlespiel.

Während beim „Woyzeck“ die Verwirrung am größten ist, weil nicht einmal die Anzahl und die Reihenfolge der Szenen mit Sicherheit zu bestimmen sind, erschließt sich der „Lenz“ trotz einiger inhaltlicher und formaler Lücken besser. Doch auch hier gibt es Fragen über Fragen: Wann genau hat Büchner die Arbeit am „Lenz“ begonnen, wann (vorläufig) beendet? In welchem Entwurfsstadium war die Novelle? Ist es überhaupt eine Novelle? Stammt der Titel „Lenz“ vom Autor oder war er nur eine Arbeitsgrundlage? Hat Büchners Verlobte Minna Jaeglé erst bei der Abschrift der diversen Lenz-Notizen einen Gesamttext aus den Aufzeichnungen des Schriftstellers gemacht? Oder hat sie das dem Herausgeber Karl Gutzkow überlassen? Welche Quellen lagen Büchner vor? Verband ihn mit Lenz mehr als der gleiche Beruf? War er gar ähnlich seelenkrank?

In der Büchner-Forschung ist längst eine Schieflage entstanden. Die literarische Wirkung des Büchnerschen Werkes, so fragmentarisch seine Texte auch sein mögen, ist unvermindert groß und hat nicht nur viele Schriftsteller beeindruckt und beinflusst. Diese Wirkung wird überschattet von manch editorischer Erbsenzählerei, die – mit vielerlei Streitigkeiten verbunden – bisweilen groteske Züge an-

nimmt. Eines der jüngsten Beispiele: Am 1. Dezember 1999 erklärte der Büchner-Forscher Dr. Henri Poschmann mit einem zornigen Brief seinen Austritt aus der „Georg Büchner Gesellschaft e.V.“ mit Sitz in Marburg. Grund dafür waren unter anderem Differenzen in der Auswertung von Woyzeck-Handschriften. „Die Büchner-Forschung ist heute zerrissener, durch anmaßende Kompetenzansprüche und Verwicklungen in fruchtlose Streitereien gehemmter denn je. Die Basis sachdienlicher Kooperativität ist nachhaltig untergraben, das Klima vergiftet wie auf keinem anderen Forschungsgebiet der Disziplin“, schreibt Poschmann in einem Brief an den Vorstand der Büchner-Gesellschaft[1]. Seine Hauptkritik: Seit langem habe die staatlich geförderte Marburger Forschungsstelle eine historisch-kritische Ausgabe des Büchnerschen Gesamtwerkes angekündigt, vorgelegt worden sei dagegen bisher kaum etwas. Ein weiterer Grund für seinen Ärger dürfte die vernichtende F.A.Z.-Rezension seiner eigenen, im Deutschen Klassiker Verlag erschienenen, kommentierten Gesamtausgabe sein. Die Kritik sei von der Büchner-Gesellschaft „in die Presse lanciert“ worden, glaubt Poschmann.

Viel wichtiger als der akademische Kleinkrieg ist jedoch ein Einwand, den Poschmann im Informationstext zu seiner Büchner-Ausgabe formuliert: „Nicht nur als Fragment, sogar als bloße Idee eines Werkes hat man dem Drama [Woyzeck] schon die Authentizität abzusprechen versucht. Ähnliches droht der Erzählung Lenz, von der die Destruktionsarbeit einer Textkritik nicht abläßt, die blind ist für die Originalität der ästhetischen Struktur und daher intendierte Normabweichung unbesehen mit den Momenten des Unvollendeten hinzurechnet, bis der Erzähltext in rohes Arbeitsmaterial aufgelöst ist.“[2]

Im Folgenden soll also weniger auf die editorische Filigranarbeit eingegangen, als vielmehr der Blick zurück auf Büchners literarische Figuren gelenkt werden. Die historischen Personen Lenz und Oberlin werden den literarischen Charakteren ge-

---

[1] Poschmann, Henri: Brief an die Georg Büchner Gesellschaft, Marburg. Weimar, den 1.12.1999. Zitiert nach: http://www.georg-buechner-online.de (Internet-Seite von Dr. Henri Poschmann).

[2] Poschmann, Henri: „Zur Ausgabe der Sämtlichen Werke“. Informationstext des Herausgebers. Zitiert nach: http://www.georg-buechner-online.de (Internet-Seite von Dr. Henri Poschmann).

genübergestellt, die Oberlin-Quelle wird mit Büchners Novelle verglichen und schließlich werden verschiedene Tendenzen der Lenz-Rezeption kommentiert.

1. Lenz

1.1. Der historische Lenz

Jakob Michael Reinhold Lenz wird 1751 als viertes Kind eines pietistischen Pfarrers und einer Pfarrerstochter in Livland geboren. Mit 17 Jahren beginnt er in Königsberg Theologie zu studieren. 1771 bricht er das Studium ab und geht nach Straßburg, wo er Goethe kennen lernt. Ein Jahr nach Goethes Abreise wird die Pfarrerstochter Friederike Brion seine Geliebte, die zuvor mit Goethe liiert war.[3] August Stoeber schreibt 1831 im „Morgenblatt für gebildete Stände“ über diese Beziehung: „Heiße, ewige Liebe schworen sich beide. Lenz trank einen vollen Kelch der süßesten Wonne, die sich leider in der Folge in den bittersten Schmerz auflöste und seinem ganzen Leben jene traurige Wendung gab, welche ihn verzehrte. Der Gedanke an seine Geliebte absorbirte ihn ganz; in ihm gingen alle andern Gedanken unter. [...] Sein ganzer Gemüthszustand, in Licht und Schatten, ist aus allen Erscheinungen jener Periode erklärlich.“[4]

Seinen Lebensunterhalt verdient er sich als Privatlehrer und freier Schriftsteller. Schon bald reist er nach Weimar und somit Goethe hinterher, wo es zum harten Bruch der Freundschaft zwischen Lenz und Goethe kommt, die ohnehin eher einseitig von Lenz ausging. Als „Affen Goethes“ habe die Nachwelt Lenz bezeichnet, schreibt Ernst Johann[5]. Er fasst die Parallelen wie folgt zusammen:

> *„Lenz, ein Original mit dem Lebensfluch der Nachahmung! Neben Shakespeare kannte er nur einen Gott auf Erden: Goethe. [...] Es ist*

---

[3] Vgl. Thieberger, Richard: „Georg Büchner: Lenz“. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1985, S. 6f.
[4] Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Neu hergestellt, kommentiert und mit zahlreichen Materialien versehen von Burghard Dedner. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, Frankfurt a. M. 1998, S. 87.
[5] Johann, Ernst: „Georg Büchner“. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1958, S. 131.

> *wahr: im Sesenheimer Pfarrhaus bei der verlassenen Friederike, bei Goethes ‚Mädchen, mein Mädchen ...', suchte Lenz das Nachfolge-Glück ihrer Liebe (und schrieb ihr Gedichte von einer Glut und Empfindung, die man lange Zeit als von Goethe rührend betrachtete) – es ist wahr, er verehrte, um in Goethes Nähe zu bleiben, dessen Schwester Cornelia, verheiratete Schlosser – es ist wahr, Lenz schrieb Goethes ‚Werther' einen Brief-Roman nach: ‚Der Waldbruder' – es ist wahr, Lenz reiste seinem Abgott, etwas naiv vertrauend, nach Weimar nach – es ist wahr, er nistete sich dort bei Frau von Stein ein, und es ist wahr, daß es in Weimar zu einem gesellschaftlichen Skandal kam, dem Goethe nicht anders zu begegnen wußte, als indem er den Freund des Landes verwiesen ließ. Und Lenz findet keine andere Entschuldigung für all das als seine übergroße Liebe zu Goethe, er war ihm hörig.*"[6]

Danach, so folgert Johann, geht Lenz' Lebenslinie abwärts. Er kehrt zu den Schlossers an den Oberrhein zurück. 1777 stirbt Goethes Schwester Cornelia, was auf Lenz „einen gemütszerstörenden Eindruck"[7] macht. Im Herbst desselben Jahres treten die ersten Anzeichen von Wahnsinn auf. Im November kommt Lenz bei dem Apotheker und Arzt Christoph Kaufmann, einem Freund Goethes, unter. Kaufmann schickt Lenz ein Jahr später zu dem elsässischen Pfarrer Johann Friedrich Oberlin. Dort bessert sich der Zustand des jungen Dichters zunächst. Als er jedoch mehrere Selbstmordversuche unternimmt, lässt Oberlin ihn in Begleitung nach Straßburg bringen. Der fromme Pfarrer Oberlin war sich sicher, was Lenz' Wahnsinn ausgelöst haben musste: „Denn fürchterlich und höllisch war es, was er ausstund, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folgen der Prinzipien die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte."[8]

---

[6] Johann, Ernst: „Georg Büchner". S. 131.
[7] Ebd.
[8] Oberlin, Johann Friedrich: „Der Dichter Lenz, im Steinthale". Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz". Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 73.

Im Sommer 1779 hält Lenz sich in Riga auf, später in St. Petersburg und in Moskau, wo er geistig und seelisch immer elender wird. Im Juni 1792 findet man ihn tot auf einer Straße in Moskau. Seine Grabstätte ist unbekannt.

Neben Goethe und Schiller gilt Lenz als der begabteste Vertreter der Gruppe des Sturm und Drang. Seine bekanntesten Werke sind die Dramen „Der Hofmeister" (1774) und „Die Soldaten" (1775). Erwähnenswert sind auch seine „Anmerkungen übers Theater" (1774), in denen Lenz Shakespeare und sein Theaterverständnis rühmt – was Goethe, der Lenz als „so talentvoll als seltsam" bezeichnet, zu einer leicht abschätzigen Bemerkung nötigt: „Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch *[als Herder, Anm. d. Verf.]* gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakespear'scher Weise gehandelt haben."[9]

Richard Thieberger glaubt in des Dichters Biographie erkennen zu können, dass „eine gewisse Zerrissenheit"[10] Lenz' Leben von vornherein bestimmt habe:

> *„Als deutscher Pastorensohn gehörte er in Livland einer bestimmten Kaste an. Unter der einheimischen bäuerlichen Bevölkerung lebten die deutschen Adeligen und Honoratioren als deutlich privilegierte Gruppe. Das dürfte den Pastorensohn und späteren Königsberger Studenten der Theologie beschäftigt und irritiert haben. Dazu kam die sprachliche Segregation, denn das Volk sprach estnisch. Die Zugehörigkeit zur deutschen Kultur war durchaus mit dem Bewußtsein vereinbar, loyaler Untertan des Zaren zu sein. Diese äußerst vertrackte Ausgangssituation mag dazu beigetragen haben, bei dem Kind Jakob Michael Reinhold Lenz die Grundlagen zur Schizophrenie zu legen."*[11]

Es gibt somit mindestens fünf Erklärungsversuche, warum Lenz wahnsinnig werden konnte. Thieberger führt eine schwierige Kindheit an, Stoeber vermutet in der zerbrochenen Beziehung zu Friederike die schwerwiegendste Ursache, Johann stellt den heftigen Streit mit dem Übervater Goethe und den Tod dessen Schwester heraus und Oberlin schließlich hält es für die Folge eines unsittlichen Lebens.

---

[9] Goethe, Johann Wolfgang: „Dichtung und Wahrheit". Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz". Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 78.
[10] Vgl. Thieberger, Richard: „Georg Büchner: Lenz". S. 8.
[11] Ebd.

Sie alle stützen sich auf ein jeweils anderes singuläres Ereignis. Georg Büchner ist der Einzige, der keine abstrakte, distanzierte Erklärung anbietet. Er schafft es mit literarischen Mitteln, den Wahnsinn nachvollziehbar und begreiflich zu machen – ohne den moralischen Zeigefinger Oberlins und ohne die rational-aufgeklärten Deutungsmuster der Literaturwissenschaft.

1.2. Der Büchnersche Lenz

1.2.1. Entstehungsgeschichte

Wie in allen seinen Werken beweist Georg Büchner auch im „Lenz“, dass er ein Meister im akribischen Auswerten von historischen Quellen ist. Durch eine Vielzahl von persönlichen Beziehungen drängte sich ihm der „Lenz“-Stoff förmlich auf. Im März 1835 musste Büchner als Mitbegründer der Darmstädter Sektion der „Gesellschaft der Menschenrechte“ und Mitautor der revolutionären Flugschrift „Der Hessische Landbote“ nach Straßburg fliehen, um der drohenden Verhaftung zu entgehen. Während seines ersten Aufenthaltes in Straßburg hatte Büchner die Bekanntschaft mit den Brüdern August und Adolph Stoeber gemacht. Von ihnen erhielt er Material über Lenz und Oberlin. Bereits 1831 hatte August Stoeber im „Morgenblatt für gebildete Stände“ einen umfangreichen Aufsatz über den „Dichter Lenz“ veröffentlicht. Sein Vater wiederum, Daniel Ehrenfried Stoeber, publizierte Ende 1831 eine über 600 Seiten starke Oberlin-Biographie. Die Stoebers besaßen den handschriftlichen Nachlass Oberlins und stellten Büchner den bis dato unveröffentlichten Bericht des Pfarrers über Lenz’ Aufenthalt im Steintal sowie mehrere Handschriften zur Verfügung.

Eine weitere direkte Verbindung bestand zwischen dem Straßburger Pfarrer Johann Jacob Jaeglé und Oberlin, denn Jaeglé hielt 1826 die Totenrede für seinen Amtsbruder. Büchner wiederum wohnte während seines ersten Straßburg-Aufenthaltes bei Jaeglé und verlobte sich 1834 heimlich mit dessen Tochter Wilhelmine (genannt: Minna). Überdies lassen sich Kontakte zu dem Pfarrer in St-Dié, Ludwig Friedrich Rauscher, belegen, den Büchner im Sommer 1833 auf seiner Reise

durch die Vogesen aufsuchte. Rauscher hatte eine Enkelin Oberlins geheiratet und sein Bruder war 1826 Oberlins Nachfolger im Steintal geworden.

Diese persönlichen Kontakte kamen Büchner zugute, als sein „Entdecker“ Gutzkow ihn dringlich bat, ihm Material für sein Literaturblatt zukommen zu lassen. Das erste erhaltene Dokument, in dem „Lenz“ erwähnt wird, ist Gutzkows Brief an Büchner vom 12. Mai 1835; mit großer Wahrscheinlichkeit eine Antwort auf einen vorausgegangenen Brief Büchners, der leider verschollen ist: „Ihre Novelle Lenz soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt, den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie es schaffen. Einen Verleger geb’ ich Ihnen sogleich.“[12] Möglicherweise finden sich hier schon zwei Antworten auf die eingangs gestellten Fragen. Sowohl den Gattungsbegriff „Novelle“ als auch den Titel „Lenz“ scheint Gutzkow als Zitat aus Büchners Brief entnommen zu haben. Sie würden somit also vom Autor selbst stammen. Nicht zu klären ist allerdings, ob „Lenz“ für Büchner nur ein Arbeitstitel war.

1.2.2. Naturschilderungen

Interessanter ist die Konzentration auf die literarischen Mittel, mit denen Büchner den Seelenzustand Lenz’ nachzeichnet. „’Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte.’ Mit diesem Satze beginnt die moderne europäische Prosa; kein Franzose und kein Russe legt moderner einen seelischen Sachverhalt offen hin“, schreibt Arnold Zweig in seinem „Versuch über Georg Büchner“.[13] Dem voraus geht allerdings noch etwas anderes, Entscheidendes. Die maßgebliche Wirkung erzielt Büchner durch die Verknüpfung seiner sprachgewaltigen Naturbeschreibungen mit dem Bericht des Pfarrers Oberlin, den August Stoeber als „rührende[n], schlicht und herzlich geschriebene[n] Aufsatz“ bezeichnet.[14]

---

[12] Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1988, 7. Auflage 1999, S. 339.
[13] Zweig, Arnold: „Versuch über Georg Büchner“. Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 107.
[14] Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. S. 520.

Büchner entfaltet eine Stimmung, die sich nicht aus einer objektiven Naturbeschreibung, sondern aus Lenz' Wahrnehmung der Natur speist, ohne dass Büchner als Er-Erzähler dies explizit mitteilt: „Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump."[15] Noch deutlicher wird es in folgender Textstelle: „Anfangs drängte es ihn in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte, und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß, er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, [...]"[16]

Die Natur ist für Büchner das geeignete Vehikel, um Lenz' zerrissenen Seelenzustand eindringlich zu beschreiben. Auch für weniger aufgewühlte Stimmungen setzt Büchner dieses Mittel ein. Als Lenz mit Oberlin vereinbart hatte, dass er im Gottesdienst für ihn predigen dürfe und in Vorfreude darauf die Idylle des beginnenden Sonntags genießt, klingt das so: „Ein Sonnenblick lag manchmal über dem Thal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute, es war als löste sich alles in eine harmonische Welle auf."[17]

Eine der dramatischsten Stellen, als Lenz in dem nahe beim Steintal gelegenen Dorf Fouday ein gestorbenes Kind zum Leben erwecken will, aufgrund seines Misserfolgs „halb wahnsinnig" aus dem Haus stürzt und Gott lästert, unterstreicht Büchner erneut mit einer entsprechenden, diesmal blasphemischen, Naturwahrnehmung des verzweifelten Dichters:

> *„Da stürzte er halb wahnsinnig nieder, dann jagte es ihn auf, hinaus in's Gebirg. Wolken zogen rasch über den Mond; bald Alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumph-Gesang der Hölle.*

---

[15] Büchner, Georg: „Lenz". Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 7. [Alle „Lenz"-Textstellen werden nach dieser Ausgabe zitiert und künftig in den Fußnoten nur noch als „Lenz" angegeben.]
[16] Ebd.
[17] Ebd., S. 13.

> *Der Wind klang wie ein Titanenlied, es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbei reißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer in's Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen, und der Himmel war ein dummes blaues Aug, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig.“*[18]

Zum Ende der Erzählung, als Lenz sich teilnahmslos und gleichgültig nach Straßburg fahren lässt, deutet Büchner mit gedämpft pathetischer Wortwahl die Leere an, die sich mittlerweile in Lenz ausgebreitet hat:

> *„Sie entfernten sich allmählich vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Krystallwelle sich in das Abendroth hob, und auf deren warmer Fluth die rothen Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Flusse des Gebirges lag ein schimmerndes bläuliches Gespinnst. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten: hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Monds liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsterniß verloren.“*[19]

Lenz bäumt sich noch einmal auf und will sich Gewalt antun, dann „fühlte er keine Angst mehr, kein Verlangen; sein Dasein war ihm eine nothwendige Last. – – So lebte er hin.“[20]

Büchner hat die Chronologie des Oberlin-Berichts, auf den noch näher eingegangen wird, größtenteils übernommen. Die bisher zitierten Beispiele bezogen sich auf Büchners Einschübe der Lenzschen Naturwahrnehmung. Zwei Episoden sind indes noch erwähnenswert, die Büchner weitgehend unabhängig von den Quellen seinem Lenz in den Mund legt. Manche Literaturwissenschaftler erkannten hierin Abweichungen von der bisherigen reinen Beschreibung der Seelenzustände Lenz'

---

[18] Lenz, S. 25.
[19] Ebd., S. 34.
[20] Ebd.

hin zu eigennützigen Mitteilungen Büchners seiner ästhetischen und religiösen Ansichten. Gemeint sind damit die Diskussion über die „wahre“ Ästhetik in Literatur und bildender Kunst mit Christoph Kaufmann sowie die bereits erwähnte Atheismus-Szene nach dem missglückten Wiederbelebungsversuch des gestorbenen Kindes in Fouday.

1.2.3. Das Ästhetik-Gespräch

Über Kaufmann erfahren wir, dass er ein Anhänger der sogenannten „idealistischen Periode“ der Literatur ist. Büchner lässt Lenz mit Leidenschaft dagegen argumentieren:

> *„Die Dichter, von denen man sage, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch seyen sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie sie seyn soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll seyn, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist, das Gefühl, daß Was geschaffen sey, Leben habe, stehe über diesen Beiden, und sey das einzige Kriterium in Kunstsachen. [...] Da wolle man idealistische Gestalten, aber Alles, was ich davon gesehen habe, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur.“*[21]

Während sich die Forderung nach Gleichberechtigung von Schönem und Hässlichen in der Kunst sowohl bei Goethe als auch bei Büchner findet[22], vertritt Büchner in einem Brief an seine Eltern darüber hinaus ein nahezu gleichlautendes Literaturverständnis wie oben zitiert: „Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen, wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll.“[23]

---

[21] Lenz, S. 16f.
[22] Vgl. Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 138.
[23] Büchner, Georg: „Brief an die Familie vom 28. Juli 1835“. In: Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. S. 306.

Wer jedoch zu dem Schluss kommt, dass Büchner hier tatsächlich nur eigene Ansichten einfließen lassen wollte (so wie das etwa Wilhelm Schulz schon 1851 behauptete[24]), übersieht, dass Lenz ein ganz ähnliches Kunst- und Literaturverständnis in seinen „Anmerkungen übers Theater“ vertritt: „[...] nach meiner Empfindung schätz ich den Charakteristischen, selbst den Carrikaturmahler zehnmal höher als den Idealischen.“[25] Ebenso schreibt er in seinem „Der neue Menoza“: „Kerl! was geht mich deine schöne Natur an? [...] willst unsern Herrgott lehren besser machen?“[26] Büchner „missbraucht“ also mit dem fiktiven Gespräch zwischen Lenz und Kaufmann seine Figur keineswegs, sondern weiß sich in Grundzügen des Kunstverständnisses mit Lenz einig und verschafft dem Dialog so seine Berechtigung. Wenn er noch dazu die Dramen „Der Hofmeister“ und „Die Soldaten“ anführt, verbirgt sich dahinter vor allem eine Verneigung vor dem „Sturm und Drang“-Dichter, der wie er „viel auf Goethe und Shakspeare, aber sehr wenig auf Schiller“[27] hält. Am Rande bemerkt: Auch politisch sind Büchner und Lenz nah beieinander, obschon Lenz nicht im gleichen Maße wie Büchner in der Lage war, den gesellschaftskritischen Worten entsprechende Taten folgen zu lassen. Die Erzählung muss also auch, allein weil sie den Dichter Lenz zum Thema hat, als seine politische Rehabilitation und zugleich als politische Äußerung Georg Büchners verstanden werden.

Das Ästhetik-Gespräch erfüllt aber noch eine weitere Funktion: Es gelingt Büchner hier erneut, mit bloß beschreibenden Mitteln Lenz’ Schizophrenie herauszuarbeiten. Er lässt Lenz seine Theorien zwar enthusiastisch, aber auch sachlich und argumentativ durchdacht vertreten. Es kommt dagegen zum unmittelbaren Bruch in Lenz’ Psyche, als Kaufmann ihn im Auftrag des Vaters auffordert, zu ihm nach Hause zu kommen und sein Leben nicht zu verschleudern: „Lenz fuhr ihn an: Hier

---

[24] Vgl. Hauschild, Jan-Christoph: „Georg Büchner“. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1992, S. 90.
[25] Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 138.
[26] Ebd.
[27] Büchner, Georg: „Brief an die Familie vom 28. Juli 1835“. In: Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. S. 306.

weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? [...] Ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe, jetzt wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei Worten ist die Welt verhunzt. Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben; [...]".[28]

In der Schutzzone des literarischen Gesprächs konnte Lenz sich geborgen fühlen, nun treten seine Angstgefühle wieder offen zu Tage. Für Büchner galt es, diesen Konflikt darzustellen; die Ästhetik-Diskussion schien ihm das geeignete Mittel dafür zu sein.

1.2.4. Die Atheismus-Episode

Lenz' plötzlicher atheistischer Absturz verleitete viele Büchner-Forscher zu der Annahme, Büchner wollte seinen eigenen Atheismus in verschlüsselter Form darstellen, um für solche Äußerungen nicht haftbar – im Wortsinn – gemacht werden zu können. So schreibt etwa Friedrich Sengle: „Von der Zensur her gesehen [...] benützt der Dichter die Rolle des wahnsinnigen Lenz, um dem Zweifel an Gott so kräftig Ausdruck zu verleihen, wie dies auf dem direkten Weg damals kein Schriftsteller durfte, ohne ins Gefängnis zu kommen."[29]

Auch hier erscheint diese Interpretation zu vordergründig. Es geht Büchner vornehmlich um seine Figur, und wenngleich er sich vor moralischen Urteilen hütet, scheint er in Lenz' religiöser Zwanghaftigkeit eine Ursache für dessen Seelennot zu vermuten. Es gibt mehrere Passagen, wo Büchner Hinweise darauf gibt, etwa, wenn er ein damals verbreitetes pietistisches Kirchenlied aufnimmt: „Laß in mir die heil'gen Schmerzen, / Tiefe Bronnen ganz aufbrechen; / Leiden sey all mein Gewinnst, / Leiden sey mein Gottesdienst."[30] An anderer Stelle heißt es: „Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. [...] Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber

---

[28] Lenz, S. 19.
[29] Zitiert nach: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz", Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 77.
[30] Lenz, S. 14.

todt! todt! Dann flehete er, Gott möge ein Zeichen an ihm thun, dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden."[31]

Kurz darauf kommt es zu der eindrücklichen Szene, in der Lenz vom Tod eines Mädchens im nahegelegenen Fouday hört, sich mit Asche beschmiert, in einen Sack einwickelt und zu dem Haus, in dem das tote Kind aufgebahrt ist, läuft. Wie Jesus in Mk. 5,39-41 nimmt Lenz die Hände des Mädchens und spricht getreu dem biblischen Vorbild: „Stehe auf und wandle!" Das Mädchen rührt sich nicht. „Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt."[32] Lenz verflucht Gott, lästert und spottet ihn und verachtet die Schöpfung, „und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest."[33]

Martin Walser hat diese Stelle ins Zentrum seiner Büchner-Preis-Rede „Woran Gott stirbt" (1981) gerückt. Er zeigt in seiner Lenz-Analyse, dass Büchner „nicht gesagt [hat]: Gott ist tot; er teilt uns mit, woran Gott stirbt. Jeder Gott. Er stirbt daran, daß er nicht hilft."[34] Auch Walser vermutet, „daß die Heftigkeit, mit der Büchner Leere auszudrücken vermag, offenbar aus seinem Atheismus stammt."[35] Dennoch geht es ihm vorrangig um die Figur. Walser: „Die Novelle erzählt den Kampf des Erschütterten gegen die Erschütterung. Er bräuchte Gott. Alles andere ist probiert. Und je weniger sonst noch in Frage kommt, desto heftiger greift er nach diesem Gott. [...] Die Natur wird zur grimassierenden Kulisse, der gestolperte Titan reagiert mit Nerven und diagnostiziert sich aus dem kältesten Wortschatz der Welt den kältesten Befund auf den Hals: Atheismus."[36]

So sehr die Szene auch zu Spekulationen über Büchners eigene Religiosität einlädt – für Lenz ist am darauf folgenden Tag alles schon wieder ganz anders. Er bereut seinen „Anfall" und lässt sich erneut von Oberlins religiösem Zuspruch trös-

---

[31] Ebd., S. 24.
[32] Lenz, S. 25.
[33] Ebd.
[34] Vgl. Walser, Martin: „Woran Gott stirbt". In: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz", Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 141.
[35] Ebd., S. 139.
[36] Ebd., S. 140.

ten. Aber er hält gleichzeitig gegenüber Oberlin an seiner Gott verneinenden Erkenntnis fest, wenn auch in abgeschwächter Form: „[...] aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, und ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten, [...]".[37] Um Büchners Intention näher zu untersuchen, ist es ratsam, sich intensiver mit Oberlin zu befassen und damit, wie Büchner dessen Lenz-Bericht als Quelle ausgewertet hat.

2. Oberlin

2.1. Der historische Oberlin

Johann Friedrich Oberlin wurde 1740 in Straßburg geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums beginnt er fünfzehnjährig in seiner Heimatstadt das Studium der Theologie. Als er 1767 als Feldprediger in ein französisches Regiment aufgenommen werden soll, wird ihm von dem im Steintal ausscheidenden Pfarrer Stuber dessen Stelle in Waldersbach angeboten, was ihm eher zusagt. Oberlin nimmt an und macht sich mit frommem Eifer an die Arbeit. Mit seinen Reformplänen (wie etwa die Einführung von Kleinkinderschulen oder weitere, besonders sozialpädagogische, Initiativen) stößt er bei der armen und etwas störrischen Landbevölkerung auf Schwierigkeiten, oft sogar auf Undankbarkeit. Er ist Anfeindungen und Kritik ausgesetzt, und da Oberlin ein Mystiker ist, nennen ihn manche einen Heiligen, andere einen Narren. Der protestantische Pfarrer ist im Begriff, nach Amerika zu gehen, wohin er von evangelischen, aus dem Salzburgischen vertriebenen Auswanderern gerufen wird, als der amerikanische Unabhängigkeitskrieg beginnt und diesen Plan zunichte macht. Er wendet sich mit verstärkter Energie seiner elsässischen Gemeinde zu.

Zu Beginn des Jahres 1778 wird ihm der seelisch labile Kandidat der Theologie Jakob Michael Reinhold Lenz zur Heilung und Erholung ins Haus geschickt. Lenz ist 20 Tage, vom 20. Januar bis zum 8. Februar 1778, bei Oberlin zu Gast. Trotz

[37] Lenz, S. 32.

aller Bemühungen Oberlins und seiner Gattin verschlechtert sich der Zustand Lenz' zunehmend, so dass der Pfarrer ihn fortschicken muss. Diese Episode bedeutet einen Misserfolg in Oberlins Laufbahn, obwohl ihn kein Verschulden an der Entwicklung von Lenz' Krankheit trifft. Gleichwohl nehmen seine Gegner unter den Einwohnern des Steintals den Zwischenfall zum Anlass für neue Angriffe auf den Pfarrer. Um sich – vor sich selbst, vor seinen Freunden und wohl auch vor der Nachwelt – zu rechtfertigen, zeichnet er alle Einzelheiten über Lenz' Aufenthalt in Waldersbach auf. Oberlin stirbt, drei Monate vor Vollendung seines 86. Lebensjahrs, hochgeachtet in seiner Gemeinde, am 1. Juni 1826. Er hatte zum Ende seiner Laufbahn immer häufiger Besuche von Verehrern aus fernen Ländern erhalten; in der Oberlin-Literatur finden sich daher viele respektvolle, zum Teil schwärmerische, Etikettierungen für den Pfarrer, darunter: „der erste lutherische Sozialreformer und Erzieher hohen Ranges", „der Entwicklungshelfer", „der landwirtschaftliche Berater", „der Abenteurer Gottes", „der theologische Aktivist", „der mystische Erzieher".[38]

2.2. Der Büchnersche Oberlin

2.2.1. Quelle und Literarisierung

Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass es ohne den Oberlin-Bericht die Novelle „Lenz" nicht gegeben hätte. Büchner hat aus den Aufzeichnungen des Pfarrers teilweise wörtlich abgeschrieben und den Großteil der Begebenheiten in seine Erzählung übernommen. Hauschild kommentierte das so: „Er erfaßte augenblicklich die Brisanz des Textes, in dem selbst die geringsten Umstände ... mit psychologischer Treue aufgezeichnet waren, so dass es nur weniger Eingriffe bedurfte, um Oberlins anspruchlose Zweckprosa in ein Stück außergewöhnliche Literatur zu verwandeln."[39]

---

[38] Vgl. Thieberger, Richard: „Georg Büchner: Lenz", S. 9f.
[39] Hauschild, Jan-Christoph: „Georg Büchner", S. 87.

Einige grundsätzliche Dinge lassen sich feststellen: Während Oberlins Aufzeichnungen verständlicherweise in der Ich-Form geschrieben sind, wählt Büchner als Erzähler die Er-Perspektive. Dadurch kann er Lenz immer dort begleiten, wo dieser sich Oberlins Kontrolle entzogen hat oder aus anderen Gründen allein unterwegs ist. An diesen Stellen kommen Büchners Naturbeschreibungen am stärksten zur Geltung. So kann etwa die Atheismus-Szene bei Oberlin nicht vorkommen; er war nicht dabei und wäre vermutlich – wenn es sich so zugetragen hätte – als frommer Pfarrer auch außer Stande gewesen, das Gehörte wiederzugeben. Büchner hat darüber hinaus den Oberlinschen Schreibstil verknappt und verdichtet. Die Passagen, in denen Oberlin offen sein Mitleid mit Lenz ausdrückt, hat er konsequenterweise herausgestrichen.

Die brüchigen und stakkatohaften Sätze oder Satzfragmente (etwa: „Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen, ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moos hervor, manchmal Sonne, dann wieder dunkel.“[40] oder: „Er verzweifelte an sich selbst, dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte Alles in sich auf; aber todt! todt!“[41]) weisen auf Lenz’ zerrissenen Seelenzustand hin. Wer diese Brüchigkeit in den Satzstrukturen auf den Fragmentcharakter und die Unvollendetheit des Stückes zurückführt, verkennt wohl Büchners ästhetisches Konzept. Gerade mit seiner bisweilen filmschnitthaften Erzähltechnik war er seiner Zeit voraus und gilt deshalb bis heute als moderner Autor.

Die Er-Perspektive und die kühl-distanzierte Erzählweise haben Büchner im Übrigen nicht davor bewahrt, dass „Lenz“ als autobiographische Erzählung fehlgedeutet wurde. Dazu später mehr.

Interessant ist nun noch, dass Büchner eine markante Szene aus Oberlins Aufzeichnungen nicht übernommen hat und Oberlin dafür eine andere, fiktive Begebenheit in den Mund legt. Oberlin berichtet davon, dass Lenz versucht, sich mit

---

[40] Lenz, S. 13.
[41] Ebd., S. 24.

einer Schere umzubringen. Der Pfarrer ist nur kurz im Nebenraum und wird von einem Aufschrei seiner Frau alarmiert.[42] Er spricht Lenz an, dieser legt die Schere wieder weg. „Er hatte mit scheußlich starren Blicken umher geschaut, und da er Niemand in der Verwirrung erblickte, die Scheere still an sich gezogen, mit fest zusammen gezogener Faust sie gegen das Herz gesetzt, alles dieß so schnell daß nur Gott den Stoß so lange aufhalten konnte, bis das Geschrei meiner Frau ihn erschreckte und etwas zu sich selber brachte.“[43]

Büchner wiederum erdichtet eine Szene, die von Oberlin nicht überliefert ist:

> *„Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl, plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Thier gerichtet, dann glitt er langsam den Stuhl herunter, die Katze ebenfalls, sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie gerieth in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu, Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlich entstelltem Gesicht, wie in Verzweiflung stürzten Beide auf einander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt.“*[44]

Warum hat Büchner die echte Begebenheit verschwiegen? Wäre sie nicht noch dramatischer gewesen? Der Grund könnte darin liegen, dass Büchner Oberlins Angst vor einem möglichen Suizid Lenz’ nicht teilte: „Die halben Versuche zum Entleiben, die er indeß fortwährend machte, waren nicht ganz Ernst, es war weniger der Wunsch des Todes, für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tod; es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen ans Nichtseyn gränzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz.“[45] Und an anderer Stelle sagt Lenz: „Ja Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, [...] ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig.“[46]

---

[42] Vgl. Oberlin, Johann Friedrich: „Der Dichter Lenz, im Steinthale“. Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 72.
[43] Oberlin, Johann Friedrich: „Der Dichter Lenz, im Steinthale“. Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 72.
[44] Lenz, S. 31.
[45] Ebd., S. 32.
[46] Ebd., S. 27f.

Auch dies ist eine Stelle, die durch Oberlins Bericht nicht belegt – also fiktiv – ist. Büchner entwirft in der Novelle seine Sicht des Lenzschen Krankheitsbildes (er war ja auch Naturwissenschaftler) und liefert damit zum ersten Mal eine literarische Beschreibung dessen, was Psychiater später als fortschreitende Schizophrenie erkannten[47]. Sein Text hat ihm bei der Fachmedizin Respekt und Hochachtung eingebracht. Die Scheren-Szene hielt Büchner deshalb wohl für irreführend, weil sie nach seiner Ansicht kein Suizidversuch war, sondern ein weiterer Versuch Lenz', sich durch physischen Schmerz zurück ins Leben zu holen. Die Katzen-Szene hingegen soll einmal mehr zeigen, wie wenig Lenz Herr über sich selbst und seine Verhaltensweisen war.

Ernst Johann konstatiert, „daß wir ihm *[Büchner]* die kühlste und minuziöseste Schilderung der Aufwühlung einer Seele verdanken, die es in der deutschen Literatur gibt. Georg Büchner erzählt nicht eine Krankengeschichte, er erfindet zu der Vorlage einer Krankengeschichte das neue dichterische Bild, das sie glaubhaft macht, das sie aus dem Alltag in die Kunst hebt."[48] Gleichzeitig distanziert er sich damit von Oberlin, der eine rein moralische Begründung, nämlich einen unsittlichen Lebenswandel, für Lenz' Wahnsinn geliefert hatte.

2.2.2. Oberlin – ein Versager?

Es gibt viele Thesen darüber, was Büchner letztlich zum Abbruch seiner Arbeit am „Lenz" bewogen hat. Darauf soll im Abschnitt „Heilmittel oder Auftragsarbeit?" noch eingegangen werden. An dieser Stelle sei jedoch schon eine Argumentationslinie genannt. Gerhard Schaub zitiert in seinem Erläuterungsband zum „Lenz" Herbert Fellmann mit folgender Version: „[...] außerdem wird das Versagen Oberlins von Büchner deutlich ausgestaltet, und Oberlin wurde in den Straßburger Kreisen hoch verehrt, in denen Büchner verkehrte, Freunde und seine

---

[47] Vgl. Thieberger, Richard: „Georg Büchner: Lenz", S. 5.
[48] Johann, Ernst: „Georg Büchner", S. 135.

Braut gefunden hatte und Gastfreundschaft genoß. Büchner konnte sich aber die Brüskierung seiner Freunde und Eltern nicht leisten.“[49]

Büchner soll seine Erzählung nicht vollendet haben, weil er fürchtete, sich unbeliebt zu machen? Das erscheint dann doch ein wenig weit hergeholt. Zumal sich der Eindruck gar nicht aufdrängt, dass Büchner Oberlin diskreditieren wollte. Im Gegenteil: Büchner, der sich auf eine weitgehend distanziert-beschreibende Haltung beschränkt, schildert Oberlin folgendermaßen: „[...] man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rath, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählen Träume, Ahnungen. Dann rasch in’s praktische Leben, Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht. Oberlin war unermüdlich, [...]“[50]

Über weite Strecken der Erzählung wirkt Oberlin immer wieder beruhigend auf Lenz, auch das betont Büchner wiederholt.

Dass der Pfarrer am Ende scheitert und dem unglücklichen Dichter Lenz nicht helfen kann, macht ihm Büchner nicht zum Vorwurf. Oberlin selbst setzt sich mit Schuldanklagen aus seinem Dorf und eigenen Versagensängsten auseinander: „Hier schon fällt man verschiedene Urtheile von uns; die Einen sagten: wir hätten ihn gar nicht aufnehmen sollen, – die Andern: wir hätten ihn nicht so lange behalten, – und die Dritten: wir hätten ihn noch nicht fortschicken sollen. [...] Alles, was wir hierin gethan, haben wir vor Gott gethan, und so wie wir jedesmal allen Umständen nach glaubten, daß es das Beste wäre.“[51]

Georg Büchner attestiert Lenz einen gesteigerten religiösen Wahn, aber er kritisiert Oberlin nicht dafür, dass er der Krankheit mit dem Wort Gottes beikommen will. Das ist sein Beruf. Büchner macht schließlich auch keinen Vorschlag, wie man Lenz besser hätte helfen können. Er zeigt stattdessen eindrücklich und plausibel, dass einem wie Lenz nicht zu helfen war.

---

[49] Zitiert nach: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz“, Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 76.
[50] Lenz, S. 11.
[51] Oberlin, Johann Friedrich: „Der Dichter Lenz, im Steinthale“. Zitiert nach: Büchner, Georg: „Lenz“. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, S. 76.

3. Heilmittel oder Auftragsarbeit?

Einige Detailprobleme der „Lenz"-Rezeption sind im bisherigen Text schon kommentiert worden. Um die im Vorwort angesprochenen Fragen aufzunehmen, seien an dieser Stelle noch ein paar grundsätzliche Aussagen zu Georg Büchners Erzählung zitiert. Ernst Johann beispielsweise schreibt: „Lenz ist eine Beichte Büchners, mit 22 Jahren abgelegt, eine Bedrängung, die er sich von der Seele schrieb, um gesund zu bleiben".[52] Ähnlich äußert sich Hauschild: „Zugleich offenbarte Büchner im Psychogramm der sensiblen Künstlerpersönlichkeit eigene Abgründigkeiten."[53] Auch Gerhard Schaub teilt in etwas schwächerer Form diese Einschätzung: „[...] Für Büchner [war] – wahrscheinlich wie für jeden Autor – die Literatur ein Heilmittel [...], das seine Aggressionen milderte und ihn ins Gleichgewicht brachte."[54]

Es soll nicht bestritten werden, dass Literatur auch und gerade für den Autor ein Ventil zur Problembewältigung sein kann, möglicherweise sogar das einzige zur Verfügung stehende. Aber in Büchners Fall gibt es Indizien dafür, dass die Thesen von der Seelenverwandtschaft oder gar vom autobiographischen Zwang, der zu der Erzählung geführt haben soll, verklärenden und mythologisierenden Charakter haben. Zwar schreibt Büchner in einem Liebesbrief an seine Verlobte: „Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet. Arbeiten ist mir unmöglich, ein dumpfes Brüten hat sich meiner bemeistert, in dem mir kaum ein Gedanke noch hell wird. Alles verzehrt sich in mir selbst; hätte ich einen Weg für mein Inneres, aber ich habe keinen Schrei für den Schmerz, kein Jauchzen für die Freude, keine Harmonie für die Seligkeit."[55] Doch dieses Briefzitat, das oft als Beleg für eine „krankhafte Melancholie" Büchners herhalten musste, kann auch anders gedeutet wer-

---

[52] Johann, Ernst: „Georg Büchner", S. 140
[53] Hauschild, Jan-Christoph: „Georg Büchner, S. 87.
[54] Lenz, Hermann in „Büchner-Preisreden 1972-1983". Zitiert nach: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz", Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 138f.
[55] Büchner Georg: „Brief an die Braut, um den 7. März 1834". In: Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe". S. 287.

den. Zunächst: es ist ein Liebesbrief. Büchner vermisst seine Verlobte und leidet zudem offenbar auch unter einem ganz realen Fieber. Diesen Zustand vermag Büchner literarisch so auszuschmücken, dass er sicher sein kann, dass der Brief der Geliebten zu Herzen gehen wird. Büchner liefert also vor allem einen Beleg für seine Sprachfähigkeit und für sein Talent, Seelenzustände zu literarisieren. Denn in dem Brief finden sich auch andere Passagen, die den düsteren Ton des oben Zitierten ironisch brechen: „Ich hätte Herrn Callot-Hoffmann sitzen können, nicht wahr, meine Liebe? Für das Modellieren hätte ich Reisegeld bekommen. Ich spüre, ich fange an, interessant zu werden.“[56]

Was bedeutet das für die Erzählung „Lenz“? Den Thesen einer Seelenverwandtschaft stehen nüchterne Entstehungsumstände entgegen. Karl Gutzkow, Büchners Herausgeber, forderte neues Material von seinem Schützling. Er wollte ihn mit einem schnell nachgeschobenen Zweitwerk nach „Danton’s Tod“ im Literaturgespräch der Journale und literarischen Zeitschriften positionieren.[57] Gutzkow bezeichnete sich selbst stolz als Büchners „Entdecker“ und drängte ihn in seinen Briefen hartnäckig, weitere Arbeiten abzuliefern. Das blieb durch Büchners frühen Tod ein unerfüllter Wunsch.

Wie sehr Gutzkow auf seinen Autor gesetzt hatte, wird an einer Anekdote deutlich, die den Herausgeber nachhaltig getroffen haben muss. Hermann Marggraf, Autor eines Büchner-Artikels im „Conversations-Lexicon der Gegenwart“, hatte Gutzkow vorgehalten, er hätte Büchners Können und speziell dessen Drama „Dantons Tod“ überschätzt. Gutzkow fühlte sich in seiner Ehre und literaturkritischen Kompetenz verletzt. Am Ende der „Lenz“-Erstveröffentlichung fügte er folgende Anmerkung an: „Wir möchten den Verfasser des Büchner’schen Nekrologs im ‚Conversations-Lexicon der Gegenwart’ fragen, ob er nach Mittheilung

---

[56] Büchner Georg: „Brief an die Braut, um den 7. März 1834“. In: Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. S. 287.

[57] Vgl. Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz“, Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 67.

dieses L e n z nun noch glaubt, daß wir die Gaben des zu früh Dahingegangenen überschätzten?“[58]

Notwendiges Heilmittel oder Auftragsarbeit? – Büchner schreibt im Oktober 1835 in einem Brief an seine Eltern:

> *„Ich habe mir hier allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten namens Lenz verschafft, der sich gleichzeitig mit Goethe hier aufhielt und halb verrückt wurde. Ich denke darüber einen Aufsatz in der deutschen Revue erscheinen zu lassen. [...] Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien. Ich habe nichts dawider. [...]“*[59]

Auch diese Aussage klingt nicht gerade nach einer größtmöglichen emotionalen Nähe zum Gegenstand, sondern eher nach Handwerk und Broterwerb eines Schriftstellers.

Mit dem Abbruch an der Arbeit des „Lenz“ hat es sich offenbar ähnlich pragmatisch verhalten. Ursprünglich war das Manuskript für die Veröffentlichung in Gutzkows Zeitschrift „Deutsche Revue“ geplant. Die Publikation wurde jedoch vor der Auslieferung der ersten Ausgabe verboten. Zunächst war Büchner sich sicher, dass ihm das Verbot nicht schade, weil er glaubte, sein Material auch im Literaturteil der Zeitung „Phönix“ seines „Danton“-Verlegers Sauerländer erscheinen lassen zu können. Doch auch diese Möglichkeit war eng mit Gutzkow verknüpft. Dieser hatte nämlich lange Zeit den „Phönix“ redigiert, inzwischen aber seine Stellung dort gekündigt. Büchner hätte also keinen Fürsprecher mehr bei Sauerländer gehabt, so dass die Chance einer Veröffentlichung wohl minimal gewesen wäre.

Unbestritten ist die poetische Wirkungskraft des „Lenz“. Doch die Begleitumstände lassen eher auf einen ganz normalen Vorgang im Literaturbetrieb schließen als auf eine heilmachende Eingebung, der sich Büchner nicht entziehen konnte.

---

[58] In: Büchner, Georg: „Lenz. Eine Reliquie“. Gesammelte Werke: Erstdrucke und Erstausgaben in Faksimiles, Band 8. Hrsg. von Thomas Michael Mayer, Athenäum, Frankfurt a. Main 1987, S. 60.

[59] Büchner Georg: „Brief an die Familie, Oktober 1835“. In: Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. S. 310.

Fazit

„Der Satz ‚So lebte er hin' ist der endgültigste Abschluß, der sich denken läßt."[60] sagte Büchner-Preisträger Hans Erich Nossack 1961 in seiner Preisrede. Er spielt damit nicht auf die eingangs kritisch angesprochene Textedition an, deren Betreiber in ihrer Detailverliebtheit zuweilen das Ganze aus den Augen zu verlieren drohen. Nossacks Satz passt trotzdem hierher, denn es ist ein Faktum: Wir müssen damit leben, dass Minna Jaeglé bei ihrer Abschrift der Büchnerschen Manuskripte genau diesen Satz – wahrscheinlich aus gutem Grund – an den Schluss gesetzt und Karl Gutzkow übergeben hat, der den Text dann vermutlich ohne Änderungen drucken ließ. Eine andere, authentischere Fassung als diese gibt es nicht und wird es wohl auch nie mehr geben. Genau diese Fassung hat aber dazu beigetragen, dass Büchner verspäteten Weltruhm erlangte. Sie hat ihn sowohl in der Literatur als auch in der Naturwissenschaft als Vorreiter ausgewiesen. Sie hat ihm den Ruf eines zeitlos-modernen Dichters eingetragen. Sie hat dafür gesorgt, dass Büchner posthum mit Superlativen überschüttet wurde, so dass Büchner-Preisträger Wolfdietrich Schnurre sich 1983 genötigt fühlte, seine Sympathie für den „Lenz" mit einer Portion Sarkasmus zu bekunden: „Wer mag den eigentlich *nicht*?"[61]

Eine penibel sezierte, textkritische Fassung wird den Erfolg des Werkes weder schmälern noch steigern können. Sie wird deshalb auch nur Insidern weiteres Kopfzerbrechen bescheren. Das öffentliche Publikum hat längst entschieden, dass Büchners „Fragmente" zur Weltliteratur gehören. Zu Recht.

---

[60] Nossack, Hans Erich: „So lebte er hin ... Rede auf Georg Büchner". In: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz", Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 132.

[61] Schnurre, Wolfdietrich in „Büchner-Preisreden 1972-1983". Zitiert nach: Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz", Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996, S. 142.

Literaturverzeichnis

Texte:

- Büchner, Georg: „Lenz“. Neu hergestellt, kommentiert und mit zahlreichen Materialien versehen von Burghard Dedner. Suhrkamp Basis Bibliothek 4, Frankfurt am Main 1998.

- Büchner, Georg: „Lenz. Eine Reliquie“. Bibliothek der Originalausgaben, herausgegeben von Joseph Kiermeier-Debre, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1997.

- Büchner, Georg: „Lenz. Eine Reliquie“. Gesammelte Werke: Erstdrucke und Erstausgaben in Faksimiles, Band 8. Hrsg. von Thomas Michael Mayer, Athenäum, Frankfurt am Main 1987.

- Büchner, Georg: „Lenz“. Mit Bildern von Alfred Hrdlicka und einem Essay von Theodor Scheufele, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 1989.

- Büchner, Georg: „Werke und Briefe. Münchner Ausgabe“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1988, 7. Auflage 1999.

Literatur:

- Hauschild, Jan-Christoph: „Georg Büchner“. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1992.

- Johann, Ernst: „Georg Büchner“. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1958.

- Schaub, Gerhard: „Georg Büchner: Lenz“, Erläuterungen und Dokumente. Reclam, Stuttgart 1996.

- Thieberger, Richard: „Georg Büchner: Lenz“, Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur. Diesterweg, Frankfurt am Main 1985.